



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Sohn des Freimaurers.

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser — Nachdruck verboten!

(Fortsetzung)

Herbert sah nur wie im Traum das schöne Bild. Vor seiner Seele stand die ernste Gestalt der längst verstorbenen und vergessenen Burgfrau, die in den Schloßruinen drüben lebte, als diese noch eine trutzige Feste waren. Hier, wo die Kapelle steht, so erzählten alte Kirchenarchive, hatte die junge Edeltraut von Sturzfels herzwehen Abschied von ihrem in den Sarazenenkampf ziehenden Ehegemahl genommen. Hier hatte sie mit ihrem kleinen Sohne gestanden und ihm nachgeschaut. Hier fanden die Burginsassen den weinenden Knaben im Schoße der toten Mutter. Die lag mit leidgebrochenem Herzen vor der Kreuzigungsgrotte zu Füßen der Schmerzensmutter. Hier, an dieser schmerzgeweihten Stätte, hatte der heimkehrende Burgherr der edlen Gattin ein Denkmal gesetzt, die Kapelle „von den sieben Schmerzen“. Hatte das Schwert von sich getan und war zu den Minderbrüdern gegangen.

Herbert fühlte, daß Ruth ihn ansah. Er wandte sich zu ihr. Sie wurde verlegen und senkte den Blick.

„Ich wollte nur mal sehen, ob du auch noch da bist,“ sagte sie, und ein leiser Vortourf glitt durch ihre Stimme.

Er atmete tief auf, wie einer, der aus fremdem Traumlande heimkehrt.

„Verzeih, ich mußte gerade so lebhaft an irgend etwas denken, das dich aber interessieren dürfte. Ich glaube selbst, ich bin heute ein schlechter Kamerad. Aber ich will mich bessern.“

Ihr griff ein Angstgefühl ans Herz. Manche Jung-Mädchen-Schönheit möchte ihm draußen in der frohlebigen Musenstadt begegnet sein, mit der sie sich nicht im entferntesten messen könnte. Wenn er ein anderes Bild im Herzen trüge . . .!

„Ruth!“

Sie erschrak, da er sie so schwer beim Namen nannte, und gab keine Antwort.

„Ruth!“ sagte er noch einmal. „Wirft du mich verstehen und — mir gut bleiben, was ich dir auch sagen mag?“

Die Angst beklemmte ihr den Atem. Nun wird es kommen, was sie dunkel ahnt . . . Daß sie fort könnte, damit er ihr Weh nicht sähe! Und sie nicht von dem Glück der andern hören müßte.

„Warum sagst du nichts, Ruth?“ fragte er.

„Was hast du denn eigentlich? Du bist so merkwürdig, so ganz anders als früher.“

„Ich glaube es selber, Ruth.“

„Warum nur? Bist du nicht gerne heimgekommen?“

Sie fragte es kaum hörbar und sah ihn scheu an. Da fühlte sie, wie fern sie ihm war, trotzdem ihr helles Kleid seinen Rocksaum berührte.

„Ich bin nie so gern nach Haus gekommen als dieses Mal, Ruth, glaubst du das? Ich habe sogar den ‚Fidelitas‘-Abschiedstrunk nicht mitgetan und sitze bei Freund Reinert deshalb tief in Ungnade.“

„Und doch bist du nicht gerne hier. Ich sehe es dir an,“ beharrte sie.

„Muß ich's beeiden, daß ich noch viel lieber daheim bin als früher? Hier, bitte!“ Er legte die Rechte auf die linke Seite und sah sie lächelnd und herausfordernd an.

Da versuchte Ruth ein Lächeln, aber es gelang ihr nur halb.

Sie hatte schon in den Münchener Tagen die Kluft zwischen ihr und ihm gefühlt. Die wurde, einmal aufgerissen, nun immer weiter und war voll Rätsel. Die klemmten sie so, daß sie unbewußt rasch atmete und alles Blut ihr zum Herzen drängte.

Da sie seinen forschenden Blick fühlte, nahm sie hastig die halbzerpflückte Rose vom Schoß und steckte sie born im Kleidausschnitt fest. Er sah, wie rasch die Rose beim Atemholen auf und nieder ging. Da wurde er ernst und sagte unermittelt:

„Du kennst doch noch meinen Freund Helmuth, Ruth. Rate, was mit ihm ist.“

„Wie soll ich? Verlobt?“

„I — wo.“

„Verheiratet?“

„Mutekst du ihm das zu?“ lachte er.

„Warum nicht? Wäre denn das so was Schlimmes oder Minderwertiges? Helmuth war doch ein Sonnenfroher, allerdings merkwürdig fromm. Man wußte nicht recht, wie man mit ihm dran war. Ein männlich ‚Kräutlein Rühr-mich-nicht-an‘.“

„Ah, du pirschest dich langsam heran an die Sache.“

Unter einem plötzlichen Einfall wandte sich Ruth zu ihm: „Er will doch nicht etwa . . .“

„In die Kutte will er, jawohl! Aber ist denn das so was Schlimmes oder Minderwertiges, daß du so entsetzt bist?“

Er sagte es schalkig, aber sie blieb todernst. Mit weiten Augen und halboffenem Munde sah sie über ihn weg, in jedem Zug ein banges Lauschen wie auf ein fernes leises Wetterrollen, von dem sie noch nicht wußte, ob es sich auf fremdem Grund entladen oder näher ziehen und ihren eigenen Garten zer schlagen würde.

„Setz, wo ich vor der geschenehenen Tat-

sache stehe, wundere ich mich, daß ich mich gewundert habe," sagte Herbert wieder. „Das ist ganz Helmut. Er wird ein immerfroher Sonnenbruder werden wie sein Ohm Willibald. Er wird einmal lachend sein Stück Brot in den Bergquell tunken, wie weiland Bruder Franz in den umbrischen Gauen, oder wird es einem Rehlein geben und sich selbst von der Schwester Sonne satttrinken. Ich glaube, ich könnte es ihm nicht nachmachen.“

„Wirklich nicht?“

Wie ein verhaltener Rauchzer entfuhr es Ruth. Da war das ferne schwarze Wölkchen mit einem Male versunken. Aber warum sah Herbert denn doch da mit einem Gesicht, wie ein ganzes Gewölk von Schicksal?

„Nein, Minderbruder werde ich wohl nicht werden. Dafür bin ich, glaube ich, nicht fromm und demütig genug.“

„Hast du wirklich nicht ein wenig anderes zu erzählen, Herbert?“ Sie hustete ein paarmal, um das Beben in ihrer Stimme zu verleugnen. „Es ist ja ganz gut, was dein Freund tut, und ich freue mich, daß es in unserer Zeit noch solche Helden gibt, aber . . .“

„Ah Helden!?“ unterbrach er sie, und um seinen Mund und in seinen Augen war wieder das eigene Lächeln, in das der tiefste Ernst sie gerne flüchtete. „Da wirst du sicher auch vor mir ein klein wenig Respekt haben, wenn ich es mit solch einem Helidentum versuche, Ruth?“

„Herbert!“

Das war schon helle Angst, die in dem Ruf obte.

Die Wolke kam näher.

„Ich glaube, du hast mich heute nur mitgenommen, um mich — zu quälen.“

„Sag, Ruth, wäre denn das nicht schön?“ — Er stockte, stemmte seinen weißen Spazierstock in die Sanderde und legte die Hände und das Kinn darauf. „Der schwarze Killing geht auch hinüber in die Urwälder und bringt den Schwarzen unsere weiße Kultur. Aber die diesseitige. Da habe ich gedacht, warum soll ich es nicht einmal mit der jenseitigen wagen?“

Er hatte es ganz ruhig gesagt und blieb auch jetzt ruhig, als habe er das Ungeheuerliche von einem ganz Fremden erzählt.

Ruth sah eine Weile mit starrem Blick und ohne Atem zu ihm hin. Sie meinte, jetzt müsse es kommen, wie sonst so oft wenn er ihr einen Schabernack gespielt oder sie mit irgendeiner Gaunerpost genarrt hatte. Jetzt müsse er aufspringen und loslachen und sie ausfoppen: „O, kleines Ruthmädel, lauf doch weg! Ein Bär mit sieben Tagen hat dich ertwischt!“

Aber nein, diesmal lachte er sie nicht aus, ließ er sie unter der düsteren Wolke,

die näher und näher kam und ihr schon die ganze Sonne dunkel machte. Sie wollte etwas sagen, wollte fragen, aber sie bebte vor seiner Antwort. Und im Halse und in der Brust war's ihr so enge und so heiß.

Und er saß immer noch ruhig da. Mit einem Male hob er den Kopf, ließ den Stock fallen, beschränkte die Arme und schaute verloren ins Land hinaus: „Weißt du noch, Ruth, wie wir als Kinder unten am Seeufer saßen und Zukunftspläne machten?“

Sie nickte verloren, und ein jähes Rot stieg ihr ins Gesicht. Gewiß wußte sie's noch. In jener alten Burgruine wollten sie wohnen, er der tapfere Ritter, sie die Burgherrin. Ganz schön wollten sie sie wieder aufbauen, mit einem hohen, stolzen Turm. Und wenn dann wieder ein Kreuzzug ins Heidenland ginge, dann wollte sie ihn tapfer ziehen lassen, gar nicht weinen wollte sie wie die Ritterfrau Edeltraut. Oder sie wollte mit ihm ziehen und mit ihm sterben für den Heiland, der in jenem heiligen Lande gelebt hatte.

Sie sah Herbert scheu von der Seite an. Ob er das meinte?

Nein das meinte er nicht. Er würde doch sonst einmal zu ihr hinsehen. Da begann er wieder:

Als der P. Gerhard drunten im Kloster zum erstenmal aus der Mission kam und von den schwarzen Heiden, den großen und kleinen, erzählte, weißt du's noch, Ruth, wie wir wochenlang nichts anderes gesprochen haben? Und nichts gespöit als Missionar und Missionschwester?“

Jetzt sah er sie an mit einem Lächeln aus einem vergessenen Einst.

„Deine Puppe, die schwarze Fra, weißt du noch, Ruth, wie ich sie unter viel Zeremonien „Lilli“ getauft habe und du Mama und Patin zugleich warst? Als Lilli in dem allzu nassen Bade ihren schwarzen Wollschopf verlor und uns mit weißer Glaze anstarrte, dachten wir es uns als Zeichen, daß sie rein sei, und sie bekam ein weißes Kleid und einen neuen blonden Schopf von Tante Mathilde. — Und als wir dann, als P. Gerhard wieder abreiste, absolut mit ihm wollten, weißt du's noch, Ruth, wie du Onkel und Tante um eine Gondel quältest, daß wir übers Meer zu den Heidenkindern fahren könnten? All deine Puppen sollten mit für die kleinen Negermädel.“

Er schwieg ein paar Atemzüge lang, weil Ruths lautloses Stillsein ihn unsicher machte. So war es auch gestern abend bei der Mutter gewesen. Aber je stiller sie geworden war, um so ungestümer hatte es aus ihm herausgedrängt, was heraus mußte. Aber das war eben sein kleines Helidenterchen, das aufrecht

unter einem schweren Lebenskreuze ging. Gebeint hatte sie wohl und gezittert, wie vor einem nahenden Orkan Baum und Busch erzittern. Aber dann war sie wieder die starke Frau, in Natur und Ubernatur gleicherweise verwurzelt. Sie gab ihn hin, um ihn zu gewinnen. Herbert fühlte — er sträubte sich gegen diese Erkenntnis —, daß ihm das entscheidende Wort Ruth gegenüber schwerer wurde als das gestern abend. Sprach er es heute nicht, — ob er es morgen noch können würde?

Er rüffte sich innerlich zusammen, trat das, was ihn von innen heraus so warm und weh und mit wirrer Gewalt überfluten wollte, mit gebieterischem Willen nieder und rettete sich in den vorigen leichten Ton:

„Was meinst du, Ruth, — ist der Hert jetzt wohl groß und stark und mütig genug, solch eine Fahrt zu wagen? Allerdings — deine Gondel wird ein wenig zu zart und zu schade sein. Aber auf so einem flotten Bremer Dampfer . . .“

Er brach ab. Er fühlte mehr, als er es sah, daß Ruth ihn ganz verstanden hatte, und daß sie sich ihm zuwandte mit starren Blick, ein so großes Unverstehen, Nichtfassentkönnen in den erschrockenen Augen, als sei soeben eine ungeheuerliche Botschaft an ihrem Ohre vorbeigeglitten, die sie ganz und gar nichts angehen konnte, weil sie zu unmöglich, zu schrecklich war. In ihrem Auge lag eine einzige, beschwörende Bitte: „Sag, daß es nicht wahr ist, daß du mich nur erschrecken wolltest.“

Als sie ihn so ansah, sahen, im Blick ihr ganzes banges, zitterndes Herz, da erlosch ihr auch das letzte Hoffnungslicht. Die Wolke war nun ganz über ihr, sank über sie, sank über einen ganzen wonnigen Lenzgarten und seine morgentrunknen Blüten. Und sie stand hilflos in dem Dunkel und wußte nicht, wohin tasten nach einem Halt oder einem Funken Licht. In ihrer Hilflosigkeit wußte sie nicht, wohin sie blicken, wo sie ihr Weh verbergen sollte. Ein Zucken ging über ihr Gesicht. Und dann — ein erschütterndes Weinen. Es war, als brächen drinnen jähe Wellen auf, heiß und erstickend, und sie konnte nichts tun, sie zu dämmen. Wie ein Bäumchen unterm ersten Aprilstürmen durchschütterte sie dies würgende Weinen.

Da sprang Herbert auf und zog ihr die Hände vom Gesicht.

„Ruth, liebe Ruth, — was habe ich getan? Ich war ungestüm! Ich wußte nicht, daß . . . Komm, sei wieder gut! Laß uns heute nicht mehr davon sprechen.“

In herbem Mädchenstolz sprang sie auf und trocknete hastig ihre Tränen. Und zwang ihre Stimme zur Festigkeit:

„Laß! Es war — der Eltern wegen. Wie kannst du ihnen . . . das nur antun? Wissen sie es denn schon?“

„Mit der Mutter sprach ich gestern. Sie ist wohl traurig, aber sie wird mir helfen. Doch der Vater, . . . ich fürchte, das wird schwer werden.“

Aber an den Vater dachte er kaum in dieser Stunde. In seinem Herzen stritten Schmerz und Seligkeit. Wurde es ihm doch erst in diesem Augenblicke ganz zur Gewißheit, was Ruth in herbjungsträulicher Art ihn nur hatte ahnen lassen, — daß er ihr mehr als Bruder und Kamerad geworden war. Früher hätte ihn diese Gewißheit mit tiefem Glück erfüllt, jetzt beklammte und verwirrte sie ihn und sein Denken und Willen und Entschließen. Einen Sturm beschwor sie ihm herauf, der ihn in kurzen Augenblicken in Höhen und Tiefen riß, seine Sinne in einen süßen Taumel hüllte, in dem all sein schöner Starkmut, das Bewußtsein unbegrenzter Opferfähigkeit, das er am Morgen aus Messe und Kommunion mitgebracht, zu schlaffen Nebelschemen wurden.

Er kannte Ruths Eigenart und wußte, wie tief eine solche Enttäuschung sie treffen mußte. Sie war kein Schmetterling, der heute von dieser, morgen von jener Blume nippt, sondern einer jener ersten Menschen, die vom Leben entweder ein einziges himmelweites Glück oder ein strenges, unabänderliches Entfagen empfangen.

Er saß halb abgewandt. Und heftiger begann es in ihm zu stürmen. Dieser Kampf rührte an die feinsten Saiten seiner Seele, verwirrte mehr und mehr sein zielsicheres Denken. Warum nur soll er die liebsten Menschen in Weh und Einsamkeit senken? Was ist das für eine Macht, die mit so absoluter Gewalt sich ihm in den Weg stellt? Ihn auf diesen Weg voll Dornen zwingt, wo er nach der lieblichsten Blume nur die Hand auszustrecken braucht? Ein Wort: „Ich bleibe!“ würde das junge, traurige Menschenkind an seiner Seite mit jubelndem Glücke erfüllen. Warum spricht er es nicht?

Lockende Glücksbilder stiegen betörend auf, drohten ihm Herz und Sinne zu verwirren.

Mit heftiger Bewegung wandte er sich ab. Er durfte nicht hinschauen, sollte er nicht seiner Seele besten Teil an Menschen verlieren, wo er Gott bereits verschrieben war.

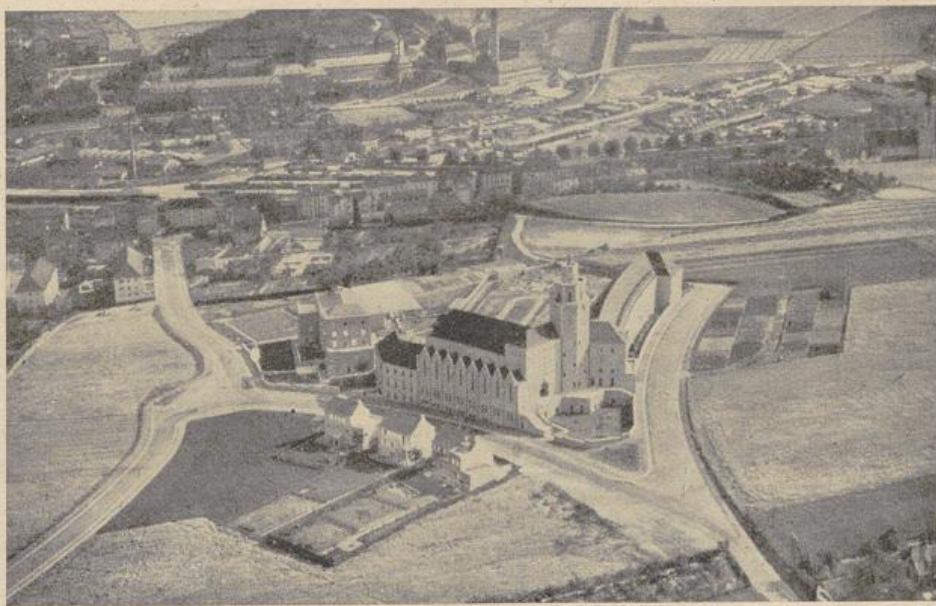
Ruth war aufgestanden und lehnte mit abgewandtem Gesicht am Stamm einer Buche. Müde sah sie ins Land und sah doch nichts. Ihr war, als sei bei jenem verhängnislichem Worte etwas in ihr zerbrochen, was für immer zerbrochen bleiben würde. In der Knospe war ihr kaum bewußtes Glück dahin.

Herbert stand auf, raffte sich mit Gewalt aus der Wirrnis, die ihn ganz umfassen wollte, und griff nach ihrer Hand. „Ruth,“ sprach er bittend, „hast du denn kein gutes Wort für mich? Es tut mir ja auch so leid, daß es so kommen muß, aber ich darf nicht anders handeln. Ich hab's ja selbst kaum gewußt, was es eigentlich war, was mich seit Jahren, ich glaube seit der Knabenzeit, hin und her zieht. Der Herrgott selbst ist's gewesen, der mir nachstellte. Ich habe ihn nur nicht erkannt. Erst durch Helmuth riß er mir ganz die Binde von den Augen. Nun

ihres Lebens schon begonnen und sie gingen allein durch eine Wüste ohne Ende.

Ist denn das dieselbe schöne Gotteswelt, die sie noch vor Stunden so entzückte? Da trillerte hoch im Aetherblau glückstrunken die Lerche, und nun steht die Sonne hinter den Wolken — die Lerche sank zu Tale, und nur die Nachtigall schluchzt im Gebüsch über den kurzen Erdenlenz. Und der eben so munter sprudelnde Bergquell murmelt jetzt immer nur sein Heimwehlied: „Weißt du noch . . .?“

Sie schrak plötzlich auf und griff nach Herberts Arm. Ein Geräusch wie von



Mariannhiller Priester-Seminar, Würzburg. Flugbild: Kirche und Seminar

muß ich wohl dem Königsruf folgen. Und — ich will es auch.“

Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort, indem er ihre Hand, die sie ihm entzog, fallen ließ: „Laß uns stark sein, Ruth. Auch ich hatte einmal gedacht, . . . hatte gehofft . . .“ Er sah sie an in verhaltener Zärtlichkeit . . . „Gott will es anders,“ laß es uns tragen wie gute Kameraden, gelt?“

Sie nickte, sah ihn aber nicht an. Zu sprechen war ihr unmöglich, wollte sie nicht aufweinen. Mit dem Sturmut schwergetroffenen Frauenstolzes beherrschte sie sich.

„Laß uns gehen. Onkel und Tante werden mit dem Essen warten,“ bat sie leise. Sie schob ihren Strohhut an den Arm und wandte sich zum Gehen. Still ging sie neben ihm her. Kaum, daß sie wußte, daß er noch bei ihr war. Ihr war, als hätte die hoffnungslose Einsamkeit

brechenden Ästen und rollendem Gestein kam durch die Stille. Aus dem Buschwerk brach in jagendem Lauf ein Reh, ein verfolgtes, wundes. Blutspuren zeichneten seine Bahn. Als es die beiden Menschen sah, prallte es zurück. Dann war es, als wollte das angstgehezte Tier Schutz bei ihnen suchen. Ein Blick traf Ruth aus den braunen, brechenden Augen, daß sie im Mitleid aufschluchzend den Kopf an Herberts Schulter lehnte. Aus dem Gehölz gellte das Klaffen der beutehungrigen Äußen. Im letzten Aufbäumen der Todesangst stürmte das Reh ins nahe Dickicht, um an einem heimlichen Plätzchen zu sterben.

Ruth fühlte Todestweh. Und doch, das Reh durfte seine Wunde in der Dunkelheit bergen, durfte ungeesehen daran verbluten. Sie aber muß ihren Schmerz unter die Menschen tragen, und keiner darf darum wissen. Auch er nicht . . .

„Das arme Tier! Die grausamen Menschen! . . . Sich an solcher Todesnot zu weiden!“

Herbert nickte traurig. „Im Paradiese war es nicht so. Da wohnte der Löwe friedlich beim Lamm, und das Reh kannte keine Wunde . . . Auch die Menschen nicht!“

Sie schwiegen und waren, ehe sie sich's verfahren, am Parktor der heimischen Villa angekommen.

Da hielt Herbert Ruth noch einen Augenblick auf. „Ruth, was ich dich bitten wollte; wirst du beim Vater nicht gegen mich sein?“

Sie sah ihn an und nickte: „Nein.“ Dann gingen sie hinein. Ruth lief die Treppe hinauf und warf sich auf ihrem Zimmer weinend vor ihrem Bette hin. Hier brauchte sie ihren Schmerz nicht zurückzudrängen. Dieser Raum hier war ihr eigenstes Heiligthum, das all ihr friedliches Kinderglück und seliges Mädchen-träumen miterlebt hatte.

Wäre nur erst alles vorüber . . . und er schon fort!

Ihm winkt ein neues, hohes Glück. Er darf seinem Ideal, ob es auch noch auf fernem Bergen liegt, zustürmen wie ein fühner Feldherr. Ob er dabei all die zagen Blümlein, die eine reine Mädchenliebe ihm auf den Weg gestreut, zertritt, was wird's ihn kümmern? All die heilige Glut, die sie drinnen in unentweihter Grotte für ihn bewahrt und gehütet hat, wie eine Vestalin ihr geweihtes Feuer, was wird es ihn an seinen kühlen Altären einmal anfechten, wenn sie, niemandem zunutze, verglimmt wie Kerzen in Gräften?

Er wird seine Liebe zu einem fremden, wilden Volke tragen, das ihn nichts angeht, das doch solch ein ungeheures Opfer weder erfassen kann noch zu schätzen weiß.

Ruth erschauert, da sie an die Strapazen und Greuel denkt, von denen Pater Gerhard der Tante und ihr unlängst aus seinen „wildem Jähren“ erzählt hat. Solch ein Leben will Herbert wählen, die Bequemlichkeiten und den Komfort des Elternhauses mit einem Nomadenleben im dunkeln Erdteil vertauschen. Sie selbst hat stets mit unbegrenzter Verehrung zu der ernstesten Afszetengestalt Pater Gerhards aufgeblickt, hat sein unbegreifliches Opferleben betundert, aber nie ganz begriffen. Ihr schaudert, wenn sie sich Herbert in der rauhen Kutte denkt.

Bitter und fassungslos weinend lag Ruth eine ganze Weile auf den Knien. Bis nach und nach ruhigeres Denken gegen den Sturm aufzustehen wagten:

Ist Herbert denn vornehmer als der hochgeborene Fürstensohn von Gonzaga, der das Prinzenkleid gegen das arme Ge-

wand eines Jesuitennovizen vertauschte und mit dem Bettelsack durch die Straßen Roms zog?

Ist der Geist, der Herbert drängt, derselbe, der jenen zu solcher Opfertat drängte, dann, ja dann tut sie ja Unrecht, wenn sie sich gegen eines Höheren Gesetz sträubt. Darf sie Herbert den Kampf noch schwerer machen? Ist es nicht Selbstsucht, ihr Glück in den Vordergrund zu stellen? Darf sie noch ihre Wünsche auf ein Gut richten, darauf Gott selbst die Hand gelegt hat? Wenn sie ihn einer irdischen Rivalin hätte abtreten müssen, dann, ja dann würde sie stolz — und sei es mit brechendem Herzen — den Weg freigegeben haben. Ist nun ihr Schmerz nicht ungleich milder, da sie ihn von Gott empfangen hat und ihn zu jeder Stunde wieder zu ihm bringen darf!

Sie sprang auf und zwang die wirren Geister der Erregung zur Ruhe. Kühlte die brennenden Augen und trat zum Fenster, um sich zu sammeln. Unten mußte man sie bereits vermiffen, und es sollte doch keiner merken, welcher Sturm ihr Innerstes in seinen Tiefen durchbraust hatte.

Sie sah in den Park hinab. Auf Busch und Baum und Blüte lag die sengende Glut des Hochsommers. Unten sah sie Herbert unter schattigen Akazien gehen. Mit starkem Willen wandte sie sich ab. Er durfte ihr das nicht mehr sein, was er ihr war. Es dünkte sie wie Gottesstaub.

Sie trat vor den Spiegel, um zu prüfen, ob kein Gesichtszug ihre Seelenstimmung widerspiegeln. Überrascht sah sie auf ihr Bild. Sie erkannte sich kaum wieder. War sie denn in Stunden um Jahre älter geworden?

Sie erschrak vor dem strengen Ernst, der ihr aus den eigenen Augen entgegenschauete.

Kindheit und Jugend hatten einen jähen Abschluß gefunden. Ein Sturm hatte des Maien ganze Blüten weggeeggt und nichts gelassen als einen Sommer ohne Ernte.

Sie ging hinunter. An der Tür des Wohnzimmers trat ihr die Tante entgegen. Wieder begann es um Ruths Mundwinkel zu zucken. Frau Werner sah es und nahm sie in die Arme.

„Kind, wein' dich aus. Du bist bei deiner Mutter!“

Ruth machte sich los und preßte einen Augenblick die Hand an die Augen.

„Wir müssen ihm helfen, Tante,“ jagte sie leise mit einer Festigkeit, über die sie selber staunte. Ihr Mädchenstolz mochte ihr zu Hilfe kommen. Nicht einmal die Tante sollte wissen . . .

Frau Mathilde sah überrascht Ruths gefaßtes Wesen. Wie war das nur mög-

lich? Sollte sie sich über ihre Gefühle getäuscht haben?

„Ich hatte gedacht, Ruth . . . Weißt du denn nicht . . .?“

„Ich weiß alles. Aber — darf ich begehren, was Gott gehört?“

Frau Mathilde staunte. War dieses junge, verwöhnte Kind, dem noch auf keinem Wege das Leid begegnet war, in Stunden zum starken Weibe geworden?

Da hörten sie draußen einen Schritt — Herbert.

Ruth drückte einen Kuß auf der Tante Stirn und preßte einen Augenblick unter dem neuauftretenden Weh ihre Hand. Dann gingen sie zusammen ins Eßzimmer, wo der Hausherr bereits auf die Damen wartete.

Justizrat Werner stand, lebhaft redend, mit Herbert an einem Seitentische. Vor ihnen lagen Pläne, Zeichnungen: das Projekt zu einer reizenden Gartenvilla — seine Gratulation für Herbert zum Staatsexamen.

Der Justizrat war enttäuscht, daß sein Sohn für seine Überraschung so wenig Freude zeigte.

„Schau her, Ruth, das reinste Feenschlößchen! Und der Doktor Werner jun. steht daneben, als wäre ihm ein schlechter Streich gespielt.“

„Mitnichten, Vater. Der Plan ist herrlich. Aber . . . für wen hast du dir das ausgedacht? Ich meine, unser Haus hat Raum in Fülle. Du hast es zu gut mit mir vor, aber . . . ich bin wirklich nicht so anspruchsvoll.“

„Na, aus dir spricht ja plötzlich der besonnene Jurist. Aber das sollst du erst an zweiter Stelle sein. Erst Mensch, der dem Leben das Schönste abgetwinnt. Dein Vater macht dir die Wege eben.“

Als keiner ein Wort sagte, fuhr der Justizrat fort: „Ist es nicht prächtig? Hier die Vorderfront auf den See hinaus, mit Erker, Balkon und einer breiten Terrasse. Nach der Südseite der Wintergarten und anschließend ein langer Weinlaubengang, der das Schloßchen mit unserm Heim verbindet. Nach Osten der Eichen- und Tannenforst. Kinder hätten die Götter einen herrlicheren Plan erdenken können?“

„Sicher nicht, Vater. Aber . . .“

Herbert stand auf glühenden Kohlen. Da machte der Vater arglos Pläne. Und er . . .? Ist es nicht wie ein Schlag ins Gesicht, was er ihm schon in den nächsten Stunden antun will?

Frau Werner macht sich am Eßtisch zu schaffen. Ruth schaute auf die Zeichnungen und sah nichts als Nebel.

„Zum Donnerwetter, was ist los, Kinder? Ich glaube, ihr habt euch gezannt. Ist ja, als gingen die Leichenbitter im Hause um.“

„Komm, Kurt, laß uns essen und gleich weiter projektieren. Die Hitze erschläft die Lebensgeister,“ kam Frau Werner vermittelnd dazwischen.

„Meinetwegen. Das Examen mag dem jungen Herrn noch in den Gliedern sitzen.“

Aber auch beim Essen lag es wie ein Alp auf der kleinen Gesellschaft. Herbert fühlte das Damoklesschwert über seinem Kopfe. Immer wieder mußte er den Vater ansehen. Wie lange würde er ihm noch ein liebevoller Vater sein? Wie lange ihn noch „seinen Jungen“ nennen?

Ruth würgte schweigend ein wenig hinunter. Wie im Traume hörte sie Herbert vom Examen, von seinen Freunden, vom Leben in der Residenz und in den Zirkeln erzählen. Der Justizrat interessierte sich für alles. Man sah ihm an, wie stolz er auf seinen Sohn war.

Ruth war erlöst, als sie in ihre vier Wände entfliehen durfte. Herbert sah ihr mit einem Blick ins Gesicht und staunte über den fremden Ausdruck.

„Sie hat rasch überwunden,“ dachte er in ehrlicher Selbstunterschätzung. „Wäre ich nur auch erst so weit!“

Er hatte vorgehabt, noch ein paar Tage zu warten, ehe er den Vater in sein Vorhaben einweihte. Aber er fühlte, diese Hochspannung ertrug er nicht länger. Er mußte sich mit dem Vater klar werden, bald.

* * *

Es war Nachmittag. Justizrat Werner saß in seinem Arbeitszimmer und dachte angestrengt über einen komplizierten Rechtsfall nach, als sein Sohn hereintrat.

Frau Werner hatte den Gatten vorbereiten wollen. Herbert hatte lächelnd abgewehrt: „Der erste Sturm soll über mein Haupt allein kommen.“

„Störe ich, Vater?“ begann Herbert.

Du störst mich nie, mein Junge. Kommst mir gerade recht. Ich habe da einen Fall . . . Aber warum so offiziell?“

Mit Vaterstolz betrachtete er seinen einzigen und wünschte sich im stillen Glück zu solch einem Sohne. Nur seine Einstellung in bezug auf Religion, Kirche und dergleichen blöde Überflüssigkeiten will ihm immer weniger passen für einen Mann seiner Stellung und seines Namens. Aber das wird sich geben, wenn er mal die Augen gründlich aufmacht. Er ist nun mal Idealist und ein wenig Schwärmer. Das hat er von der Mutter. Es steht ihm diese

Eigenart ja eigentlich nicht schlecht, sie paßt zu ihm . . .

Schweigend saß Herbert dem Vater gegenüber.

Der sah ihn forschend und besorgt an:

„Was hast du nur mein Sohn! Machst Augen wie sieben Wochen Abend. Bist mir so ganz anders heimgekommen, als ich's gedacht.“

„Hast du ein wenig Zeit für mich, Vater?“

„Das weißt du doch. Bin froh, daß ich dich mal wieder habe.“

„Ich wollte einmal mit dir über eine Sache sprechen, Vater, die — meine Zukunft angeht. Das Examen liegt nun hinter mir . . . und ich möchte . . .“

Eine zielsichere Entschlossenheit war über Herbert gekommen, als der Alp von seiner Seele war.

Nun aber brach das Unwetter über ihn herein. Mit vor ungeheurer Erregung heiserer Stimme fuhr Werner auf, noch mühsam beherrscht:

„Hast du den Verstand verloren, — oder habe ich nicht recht gehört?“

„Es ist mir Ernst, lieber Vater, ich möchte wirklich Priester — Missionar werden und bitte dich um deine Erlaubnis.“

„Missi — o — nar?“ donnerte Werner, wie von einem Wetterstrahl getroffen, und warf den Stuhl, worauf er saß, polternd zurück. „Missi — o — nar? Ich frage noch einmal, bist du toll geworden? Oder



Missionsseminar St. Joseph Reimlingen, bähr. Schwaben

Er stockte, weil ihm die Stimme heißer wurde. Unruhig stand er auf und stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster.

„Zum Donnerwetter, was ist denn in dich gefahren? Bist doch wohl nicht bange vor deinem Vater. Hast du ein Duell . . . oder Schulden? Oder willst gar heiraten? . . . Eine Primadonna aus dem Münchener Hoftheater vielleicht?“

Werner lachte belustigt über seinen grotesken Einfall. Dann aber wurde er unruhig. Sollte der Junge wirklich anderweitig Feuer gefangen haben und die Rücksicht auf Ruth ihn behindern . . .? Nun da gab's doch Auswege, so leid es ihm selbst tate.

Herbert gab sich einen Ruck und sprach fest:

„Vater, ich möchte Priester werden.“

Die Würfel waren gefallen.

Totenstille — unheimlich. Es war, als setzte dem Justizrat für Sekunden der Atem aus. Mit vorgebeugtem Oberkörper starrte er zu seinem Sohne hinüber.

willst du dir einen greulichen Scherz mit mir erlauben?“

„Ich bitte dich, Vater . . .“

„Nichts zu bitten! Mein Einziger, mein Stolz, mein Erbe, für den ich seit Jahrzehnten arbeite . . . Kuttenmönch?“

Er lachte, ein hartes, unheimliches Lachen. „Und dafür willst du meinen Segen? Köstliche Idee! Wo du die nur her hast?“

„Von Gott,“ entgegnete Herbert mit ernster Bestimmtheit.

Seine Ruhe, obschon sie nur äußerlich war, machte den Vater noch aufgebracht.

„Vater, ich bitte dich, höre meine Gründe. Gott ruft mich. Es ist mein Beruf, und . . .“

„Kein Wort mehr!“ rief der Justizrat in maßlosem Zorn. „Glaubst du, wenn du verrückt geworden bist, sei ich es auch? Gott? — Hirnprodukt! Beruf? — Was du willst und erstrebst und erreichst, das ist dein Beruf und dein Gott. Wenn diese Idee nicht so absurd wäre, sollte man darüber lachen. Aber ich sage dir: Wenn du Eltern und Heimat behalten willst,

dann räumst du augenblicklich auf mit diesen Narrheiten!"

"Wenn du mich nur einmal ruhig anhören wolltest, Vater. Es ist eine Notwendigkeit in mir . . . Es tut auch mir leid, euch Hoffnungen zerstören zu müssen."

"So, es tut dir leid?" Scharfe Ironie lag in Werners Stimme. "Nur, daß dir die Kaffern und Kannibalen und dergleichen Gewürm lieber sind als deine Eltern, denen du alles bist," — seine Stimme schwankte einen Augenblick — "und auch lieber als die Liebe eines jungen, vertrauenden Menschenkindes."

Verhalten hatte er das letzte gesprochen. Durchdringend sah er seinen Sohn an, um die Wirkung zu erforschen.

Herbert fühlte einen harten Schmerz, als er den Vater so schwer getroffen sah. Ein heftiges Verlangen packte ihn, zu ihm zu gehen und ihn zu beschwören: "Vergift, was ich sagte! Es ist nicht wahr! Sei wieder gut."

Aber nur jetzt nicht schwach werden. Sonst war alles verloren. Und so preßte er die Zähne zusammen und sah dem Vater ruhig ins Auge. Konnte es aber nicht hindern, daß seine Stimme zitterte:

"Auch das darfst nicht halten, Vater. Glaub' es mir, ihr alle seid mir nie teurer gewesen als jetzt. Auch ich habe schwer gerungen, bis ich zur Klarheit gekommen bin, . . . tue es noch. Aber wenn Gott ruft, müssen alle andern Stimmen schweigen . . . auch die der Natur."

"So—o? Ist das euer Christentum der Liebe? Ist das die Nutzenwendung aus dem sogenannten vierten Gebot? Aber das ist so recht Pfaffenart. Aber gebrochene Herzen, ja über Leichen geht ihr Weg einer eingebildeten Pflicht, die brutal jedem Menschengefühl Hohn spricht . . . Armer Junge, bist den Kutten in die Hände gefallen. Bist ihnen ein dankbares Objekt mit deiner Schwärmernatur und—deines Vaters Dankfonto."

Herbert wollte auffahren bei dieser Verdächtigung. Aber er bezwang sich. Er konnte den Schmerz des Vaters nur zu gut verstehen. Der Schlag war zu urplötzlich gekommen, und die ungeheure Erregung machte ihn hart.

"Gott weiß, kein Wort sprach ich bisher mit einem Welt- oder Ordenspriester über die Sache. Es hat immer in mir gelegen, ich habe es nur nicht erkannt. Erst als Karl Helmuth — du kennst ihn ja von unserm Lichterfest am See — er ist Missionar geworden."

"Wa—as? Helmuth mit seinem glänzenden Rednertalent — in der Kutte? Kostbar! Ein Stück dunkeln Mittelalters

hat sich doch in unsere helle Zeit hinein-gerettet. Es ist eine Schande! Wie gesagt, das Kapern haben diese Maulwürfe von jeher verstanden. Und die Besten sind ihnen immer gut genug."

"Ja Vater, da hast du recht. Die Kirchengeschichte beweist es. Aber warum sind es meistens die Besten? Das setzt doch voraus, daß es das höchste Ideal ist, das sie erwählen. Die Natur im Menschen drängt nicht auf solche Wege."

"Bleib mit mit solch abgeernteten Argumenten vom Halse," fuhr Werner auf. "Jeder Narr wird seine Torheiten mit solchen begründen wollen. Bedenke, auch dein Vater hat Ideale gehabt und erreicht, aber sein Weg ging nicht über zertretene Herzen und zerbrochene Hoffnungen. Das vierte Gebot aber hat er auch ohne Pfaffenmoral besser gehandhabt als du."

"Vater!"

"Ich will nichts mehr hören!"

Eine furchtbare Gewißheit stieg in Herbert auf. Sollte der Vater doch zu jenem unseligen Geheimbunde gehören, der in radikalster Form die Vernichtung jedes geoffenbarten Christentums auf seine Fahnen geschrieben hat . . . ?

Bekannte der Vater sich in irgend einer Form zu dieser Gemeinschaft, dann war an eine Verständigung nicht zu denken. Logenmitglied und der Sohn Ordenspriester, das vertrüge sich wie Gott und Luzifer. Dann durfte der Vater ja nicht einmal nachgeben, oder schwere Konflikte, vielleicht sogar Boykott seitens der Loge drohten ihm. Herbert kannte die unbeugsame Konsequenz des Bundes.

Ein Seufzer stieß in ihm hoch. Sein herrlicher Vater, trotz seiner antichristlichen Gesinnung für ihn die Verkörperung edler Männlichkeit, dessen Geradheit und Gerechtigkeitsinn allbekannt waren, — Freimaurer?!

Seit seinen Kindertagen hat er ein dunkles Empfinden, als ob trotz äußeren besten Einbernehmens zwischen den Eltern etwas nicht stimme. Woher sonst die merkwürdige Schwermut, die stets auf der Mutter lag? An seinem Erstkommunion-tage hatte sie verweinte Augen. Der Vater hatte eine dringende Abhaltung vorge-schützt, hatte wohl an dem häuslichen Festmahl, aber nicht an dem kirchlichen Liebesmahl teilgenommen.

Und als er ins Jesuitenkolleg gewollt hatte, wozu einen Sturm hatte es abgesetzt! Der Vater war Sieger geblieben. Und als Ruth nach Valkenburg zu den Ursulinen ging, war's daselbe. Da aber hatte die Mutter gesiegt.

Auch des finsternen Gesichtes erinnerte sich Herbert, als er dem Vater seinen Beitritt zur „Burgundia“ mitgeteilt hatte.

„Warum denn zu denen?“ hatte er ärgerlich geäußert. „Fürchtest du eine Schramme?“

„Das nicht, Vater, aber die Mensur widerstrebt mir, schon darum, weil sie gegen die kirchliche Auffassung ist.“

„Du großes Kind!“ Unendlich ironisch hatte der Vater es gesagt.

Und dann der intime Verkehr mit dem schwarzen Campalla, dem italienischen Better, der die „blaue Villa“ in der Nähe bewohnte! Solange Herbert denken konnte, war ihm der Romane mit dem nachdüstern Blick und dem glatten, immer lächelnden Wesen unheimlich. Die Verkörperung eines Dämons schien er ihm. Trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen kam er nur selten ins Wernerische Haus, aber Herbert wußte, daß er und der Vater sich oft außerhalb trafen und dann und wann gemeinsame Reisen im In- und Auslande machten. Aber diesen Reisen lag etwas Geheimnisvolles. Weder die Mutter noch Ruth erwähnten sie je, und er aus einer gewissen unbehaglichen Scheu heraus auch nicht.

Dann die geheimen Zusammenkünfte, die in gewissen Abständen in der blauen Villa stattfanden! Einige Male war Herbert um Mitternacht in der Nähe umhergestreift. Eine unerklärliche Angst um den Vater hatte ihn hinausgetrieben und auch die Unrast und leidvolle Sorge, die er an solchen Tagen an der Mutter merkte. Aber nie hatte er den Vater den Weg zur blauen Villa hin- noch zurückgehen sehen. Nie hatte er ergründen können, ob er jenem dunklen Bunde wirklich und wahrhaftig sein „Kredo“ zuge schworen hatte.

In diesen letzten Augenblicken, wo, wie nie zuvor, der Haß gegen alles Christliche jeden Nerv und jede Miene des Vaters vulkanartig durchbebt, wurde der jahrelange Verdacht ihm zur Gewißheit.

Herbert strich sich über die Stirn, die quälenden Gedanken zu verschleuchen.

Der Justizrat saß finster da, den Kopf in die Hand gestützt, wie einer, der ganz zerschmettert ist.

„Vater!“

Werner fuhr herum. „Nun, hast du dich zur Vernunft besonnen?“

„Ich bitte dich, Vater laß uns morgen ruhig darüber sprechen. Es ist dir zu un erwartet gekommen.“

„Ich habe mein letztes Wort gespro-

chen,“ stieß er aus, sprang auf und stürmte hinaus.

Herbert stand noch einige Augenblicke und lauschte ihm nach. Ihm war, als schwebte er halt- und heimatlos zwischen zwei Welten, entwurzelt aus der einen und halb fremd noch in der andern. Die Stille um ihn war, wie sie nach grossenden Wetterschlägen lautlos und unheimlich über Menschen kommt. Er hatte das Gefühl, als hätte er schon jetzt kein Recht mehr in diesen Wänden und darum wollten sie ihn erdrücken.

Er ging und schlug den Weg zum Buchenwalde ein. Er wußte, Mutter und Ruth warteten mit Spannung auf das Ergebnis der Unterredung. Aber er konnte ihnen jetzt nicht entgegentreten. Er mußte hinaus, brauchte Höhenluft für sein aufgewähltes Innere. Droben auf freier Bergeshöhe würde er den Hauch der Gotteshöhe spüren und freier atmen können.

Je höher er stieg, um so mehr fiel alles Beengende, Hemmende von ihm ab. Durch seine Seele ging ein tiefes Atemholen.

„Wer hier oben sich eine Hütte bauen könnte!“ dachte er. „Und nie mehr hinunter brauchte.“

Er ließ sich auf einem umgestürzten Baumstamm nieder. Da hörte er plötzlich über sich ein mächtiges Flügelschlagen. Er war einem Adlerhorst zu nahe gekommen. Nun schwebte der herrliche König der Einsamkeit mit empörtem Geschrei über ihm, dem Störenfried, der es wagte, seine Höhenruhe zu entweihen.

Herbert sah dem mächtigen Luftbeherrscher nach, wie er höher und höher stieg zur blauen Atherhelle.

Adler! Gab es nicht Adlerseelen zu allen Zeiten? Die auf staubbefreiten Schwingen aufwärts strebten, hinaus über die Menschen und Dinge des Alltags, näher und näher den Sphären, wo nur mehr der Geist atmet und herrscht und in allen Tiefen Stille ist?

Wie er so dasaß, den Blick in die Ferne gerichtet, tauchten sie im Lichtkreise des Horizontes auf, die Großen verjunkener Zeiten, die Bahnbrecher neuer geistiger Epochen, die Säulen des Gottesreiches, die Leuchten der Klöster und Kanzeln, die gewaltigen Heroen der Einsamkeit, die Gottsucher in Hermelin und Diadem. So verschieden ihre Bahnen waren, Entfager waren sie alle.

(Fortsetzung folgt)